

Zeitschrift: Topiaria helvetica : Jahrbuch
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Gartenkultur
Band: - (2007)

Artikel: Der Lustort : eine Begegnung von Poesie und Vegetation
Autor: Stoffler, Hans-Dieter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-382425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Lustort

Eine Begegnung von Poesie und Vegetation



Abb. 1: Saalelandschaft bei Jena.
Grafitskizze von Johann Wolfgang von Goethe, 1810.³

Darf ich Sie an einen meiner Lieblingsplätze führen? Ein alter Eichbaum am Waldrand, mit Büschen eingefasst, davor ein blühender Saum; im Talgrund fließt ein Bach. Ich bin wohl nicht der Einzige, dem das gefällt. An einem solchen Ort träumte Goethe seinen Traum von der «goldnen Zeit»¹ und vor ihm Vergil, der einen Gott suchte, welcher ihn in die kühlen Täler des Haemus versetzte und ihn bürge im tiefsten Schatten der Zweige.²

Hier begegnen sich Poesie und Vegetation. Vegetation nicht nur im Sinne der Flora, die stets Einzelpflanzen betrachtet, sondern im Sinne eines Ensembles von Gewächsen, das sich aus deren örtlichen Lebensäusserungen, deren Gemeinschaft und Umwelt ergibt. Das poetische Ganze steht dem ökologischen Ganzen gegenüber.

Der Lustort in der Poesie

Es war vor allem Hirtengesang, der dieser Stimmung künstlerischen Ausdruck verlieh. Theokrit (um 310–250 v.Chr.) stimmte ihn an. Seine Hirtengedichte werden seit jeher als *Idyllen* bezeichnet und so ist der klassische Begriff unmittelbar mit seiner Dichtung verbunden.⁴ Früh setzte sich

auch der Begriff *Bukolik* für die Hirtendichtung durch.⁵ Die Seele der bukolischen Dichtung ist in der Hirtendichtung Vergils (70–19 v.Chr.) eingefangen. Mit Vergil wurde die bukolische Szenerie zum Topos, die der belesene und aufmerksame Betrachter immer wieder neu entdecken konnte, wie dies Viktor Pöschl treffend beschreibt: «Der klassischen Kunst Vergils gelingt es, den Gegensatz von Idealität und Natur zu versöhnen. Die Szenen ländlicher Natur in seinen Hirtengedichten sind nicht an einen bestimmten Ort und an eine bestimmte Zeit gebunden, sie können sich überall abspielen, wo es schattige Bäume, Flüsse und Bäche, Wiesen und Hecken, Berge und Bauernhäuser, wo es Hirten und Liebe und Zwietracht und Krieg gibt.»⁶

Der Lustort (*locus amoenus*)⁷ ist ein Begriff der neueren Literaturgeschichte, den der Romanist Ernst Robert Curtius in die Literaturwissenschaften einführte. Er ist ganz im obigen Sinne «ein schöner, beschatteter Naturausschnitt. Sein Minimum an Ausstattung besteht aus Baum, Wiese und Quell [...]»⁸ Auch der Lustort ist also ein literarischer Topos. Er ist ein Ort der Hirtendichtung mit Hirtinnen und Hirten, Göttinnen und Göttern, Rindern, Schafen und Ziegen, auf grüner Flur, unter Bäumen und Büschen. Die Arbeit ist getan, das Vieh ist versorgt, man liebt, man leidet, die Musen regieren.

Es gibt in den Eklogen Vergils auch Bezüge zu Gärten, zum Ackerland und zur Stadt. Aber sie sind nicht zentral. «*Cecini pascua*» – ich habe das Weideland besungen – liess der Dichter im Hinblick auf seine Eklogen auf den Grabstein schreiben.⁹ So ist der *locus amoenus* wie ein Garten ohne Zaun und Mauer in einer parkartigen Weidelandchaft. Sie wird in der Hirtendichtung zur Ideallandschaft. Bukolische Elemente wie Baum, Gebüsch und Rasen sind mosaikartig zu einem überschaubaren Ganzen zusammengefasst. Die Überschaubarkeit fördert Vertrautheit und Nähe. Der Lustort im Kleinen entspricht der Ideallandschaft im Grossen. Eine Ideallandschaft besteht wesentlich aus Lustorten. Lustorte sind ihre integrierenden Zellen, ihre Heiligtümer.

Einzelbäume

Einzelbäume oder solitäre Baumgruppen mit grossen Kronen und weit ausladenden Ästen sind das auffallende Merkmal des literarischen Lustortes. In ihrem Schatten ruhen die Tiere und Hirten, hier singen, blöken und streiten sie miteinander. Wir beschränken uns hier weitgehend auf einige Stellen in den Eklogen Vergils, um dies zu zeigen.

Eine solitäre Buche steht als einzigartiges Denkmal zu Beginn und am Ende eines der bedeutendsten Gedichtszyklen der Weltliteratur. Die erste Vergilekloge (E I 1) beginnt mit dem Anruf eines Hirten, der unter einer weit ausladenden Buche ruht und auf seiner Flöte der Waldesmuse nachsinnt. Und genauso endet das letzte Buch seiner Georgika (G IV 566) mit diesem Bild. Zwischen beiden Altbüchern spannt sich der schöne Bogen seiner ländlichen Gedichte.

In der II. Ekloge kommt der Hirte Corydon beständig unter das dichte Schattengewölbe der Buche und klagt dort den Bergen vergeblich seine Liebe (E II 3–5). In der III. Ekloge wirft der Hirt Damötas seinem Rivalen Menalcas vor, er habe unter den alten Buchen aus Rachsucht und Missgunst den Bogen des Daphnis zerbrochen (E III 12). In der VII. Ekloge hatte sich Daphnis unter eine rauschende Steineiche gesetzt (E VII 1), eine heilige Eiche, aus der Bienenschwärme summen (E VII 13). Unter dieser Steineiche beginnt der Wechselgesang der Hirten, «denn die Musen wollen im Wechselgesang geehrt werden» (E VII 19).¹⁰

Gebüsch

Zu Vergils Buche mit ihren ausgebreiteten Ästen gehört in der I. Ekloge der Haselnussstrauch. In der V. Ekloge setzen sich die Hirten Menalcas und Mopsus unter eine Ulme zwischen Haselnusssträucher, um zu musizieren. In den Hirtengedichten Vergils kommt die Hasel mehrfach zu Ehren. Denn:

«Haselgebüsch liebt Phyllis; solange noch Phyllis die Haseln liebt, besiegt nicht Myrte sie je noch der Lorbeer Apollos» (E VII 63).

Der Hirt Corydon, der den Haselstrauch (*Corylus*) wie ein Wappenzeichen im Namen führt, verbindet die Liebe zur Hirtin Phyllis mit der Freude am Haselstrauch. Er schätzt ihn höher als die Myrte, die doch der Venus heilig ist. Die Beziehung zum Strauch wird ganz persönlich. Phyllis ist die Venus des Hirten. Gegen Liebeskummer empfiehlt der Dichter dem Hirten, wenigstens Flechtwerk für den Haushalt aus Ruten und Binsen zu wirken. Er ruft ihm besorgt zu (E II 69):

*«O Corydon, Corydon, welch ein Wahnsinn hat dich ergriffen
Halbgeschnitten verwildert in laubiger Ulme dein Rebstock.
Warum gehst du nicht lieber daran, etwas Wirtschaftsgerät dir
Wieder aus Weidengezweig und weichen Binsen zu flechten?»*

In seiner Ode an Thyndaris (Ode I 17) naschen die Ziegen des Horaz ungestört im Hain an den Zweigen des Erdbeerstrauchs (*Arbutus*). Hain und Strauch sind mit den Tieren eingetaucht in eine Atmosphäre der Sympathie und des Friedens. In diese vom Dichter besungene Welt ohne Gewalt und Leidenschaft wird das Mädchen Tyndaris eingeladen.¹¹ Baum und Strauch sind aber auch Strukturelemente, die der Gegenüberstellung von Gross und Klein, von Erhabenem und Geringem, von Stadt und Land dienen. In diesem Sinne gehören jeweils Schneeball und Zypresse (E I 25), Weide und Ölbaum (E V 16) oder allgemein Gebüsch und Wald (E IV 1–3) zusammen.

Gräser und Blumen

Hier fällt zunächst der Artenreichtum in den Idyllen des Theokrit besonders auf. Man findet dort – trotz des geringen Werkumfangs – nicht weniger als 107 Pflanzennamen, oft mehrfach genannt. Alice Lindsell stellt deshalb die rhetorische Frage: «Was Theocritus a botanist?»,¹² und zählt ihn zu den Zuhörern der botanischen Vorlesungen von Theophrast (371–287? v.Chr.) in Athen, des Verfassers des

ersten umfassenden botanischen Werks überhaupt.¹³ Eine Pflanzenliste will der Dichter freilich kaum abgeben. Er spielt mit den Pflanzen vielmehr ein poetisches Spiel. Seine Ausführungen sind auch ein Zeugnis der Vielfalt und der Hochschätzung der Pflanzenwelt des Dichters zu seiner Zeit.¹⁴

Die Eklogen Vergils sind hingegen sparsamer mit Pflanzen besetzt. In seiner Bienenwiese (G IV 271) blüht eine einzige Blume (*Amellus*). Aber diese ist dort so strahlend und bedeutsam beschrieben, dass sie für alle anderen Wiesenblumen stehen kann. Die Kunst Vergils ist eben dadurch als klassische Kunst charakterisiert, weil sie das Wesen einer Erscheinung darzustellen sucht.¹⁵

Der Lustort als Ort des Dialogs und der Liebe

Nicht zu vergessen ist, was unser Thema überschreitet und doch überall berührt, dass die Pflanzen und ihre Erscheinungsformen vom Leben der Tiere und Menschen abhängen und umgekehrt. Der Lustort umfasst nicht nur die Früchte der Bäume, die Ruten der Gebüsche und die Gräser zur Nahrung der Schafe und Ziegen. Er ist ein Ort der Musse, menschlicher Begegnung und der Freiheit, das auf der Flöte zu spielen, was man möchte (E I 10, 27) Damit werden Bäume, Sträucher und Kräuter zum Symbol des Lebens im Einklang mit den Musen; und wenn die Hirten arbeiten, dann singen sie (E I 56).

Die schönste Platane in der Literaturgeschichte des Lustorts beschreibt Platon im Dialog «Phaidros» (2, 5). Philosophierend spazieren Sokrates und sein junger Freund Phaidros im Bach auf eine grosse Platane zu. Sokrates, der seine Aufgabe ausdrücklich im sozialen Umfeld der Grossstadt sieht, erweist sich hier bei aller Zurückhaltung gleichwohl als Kenner der Landschaft. In der Kombination von Platane und Keuschbaum beschreibt er einen Ausschnitt der mediterranen Auengesellschaft im Tal des Ilissos und weist uns auf die Wuchsform der Platane hin, die als mächtiger Solitär am besten zur Geltung kommt: «Ja, bei Hera,

ein schöner Ruheplatz; denn diese Platane hier ist mächtig ausladend und hoch, prächtig ist auch der hohe Wuchs des Keuschbaums¹⁶ mit seinem dichten Schatten, und wie er gerade in vollster Blüte steht, gibt er dem Ort wohl den angenehmsten Duft. Und dann fliesst die lieblichste Quelle unter der Platane, mit ganz kühlem Wasser, wie man sich mit dem Fuss überzeugen kann. Einigen Nymphen und dem Acheloos scheint das Heiligtum zu gehören, nach den Mädchenfiguren und sonstigen Weihbildern zu schliessen. Und dann, sieh bitte nur weiter: die gute Luft des Ortes, wie erwünscht, und schon geradezu sommerlich und hell tönt sie wieder vom Chor der Zikaden. Das allerfeinste ist wie es mit dem Gras steht, weil es sanft ansteigend dem ausgestreckt ruhenden eine bequeme Unterlage für den Kopf bietet.»

Der Lustort ist auch der Ort der Liebe. Im Schatten zweier Eichen bereitet bei Theokrit der verliebte Hirt Komatas (5, 45) singend das Lager: «Auch zwei kühlige Quellen ergiessen sich, und von den Bäumen/Zwitschern die Vögel; ein Schatten ist hier.»¹⁷ Wie meisterhaft derartige klassische Vorbilder in der deutschsprachigen Dichtung nachfolgend aufgegriffen werden, vermag das Beispiel der Idylle «Milon» von Salomon Gessner (1730–1788) aufzuzeigen. In offensichtlicher Anspielung auf Theokrit lässt hier Gessner seinen verliebten Hirten Milon unter zwei Eichen sprechen und schmückt seine Idylle mit einem überquellenden Pflanzenbouquet:

«O schöne Chloe! liebe mich! Siehe wie lieblich es ist, auf diesem Hügel auf meinem Felsen zu wohnen. Sieh wie das kriechende Efeu ein grünes Netz anmuthig um den Felsen herwebt, und wie sein Haupt der Dornstrauch beschattet. Meine Höhle ist bequem, und ihre Wände sind mit weichen Fellen behangen, und vor dem Eingange habe ich Kürbisse gepflanzt, sie kriechen hoch empor und werden zum dämmernden Dache. Sieh wie lieblich die Quelle aus meinem Felsen schäumt, und hell durch die Wasserkresse hin durch hohes Gras und Blumen quillt!

Sieh, wie auf den Hügeln die Haselstaude zu grünen Grotten sich wölbt, und wie die Brombeerstaude mit schwarzer Frucht um mich her kriecht, und wie der Hambuttenstrauch die roten Beeren emporträgt, und wie die Äpfelbäume voll Früchte stehn, von der kriechenden Rebe umschlungen mit Schilfrohr und Weiden umkränzt. [...]. So sang Milon der Hirt auf dem Felsen, als Chloe in dem Gebüsch ihn behorchte; lächelnd trat sie hervor, und fasste dem Hirten die Hand. Milon, du Hirt auf dem Felsen! So sprach sie, ich liebe dich mehr als die Schafe den Klee.»¹⁸

Die Vegetation des realen Lustorts

Die Beschreibungen der Pflanzenwelt des literarischen Lustortes entsprechen Beobachtungen realer Hirtenlandschaften. Dies betrifft nicht nur die klassischen Gebirgslandschaften der Hirtenpoesie, etwa die Alpen, Sizilien oder Arkadien. Weite Teile des Tieflandes, vor allem die Wälder, sind ursprünglich durch Viehweide geprägt gewesen. Mancherorts sieht man das der Vegetation und den Böden heute noch an. Der kleinräumige, überschaubare Zusammenhang, die auffallende vertikale Stufung der Vegetation in mehreren Stockwerken, die grosse Artenvielfalt und die Abhängigkeit vom Weidevieh findet man in realen alten Weidelandchaften genauso wie in der klassischen Hirtendichtung. Wie der Lustort der Poesie bildet die analoge Vegetation immer eine Ganzheit. In dieser sind es die weit ausladenden Bäume, die besonders auffallen.

Hirtenbäume

Wichtig für die Hirtenlandschaft sind also grosse Bäume und Baumgruppen als integrierende Elemente des bukolischen Lebensraumes. Neben zahlreichen sommer- und wintergrünen Eichenarten, Rotbuche, Platane und Obst verschiedenster Art¹⁹ sind alle Baumarten denkbar, die in der Landschaft vorkommen. Etwa die Föhre des Theokrit (*Idylle I 1*), die Schwarzkiefer (*Pinus nigra ssp. austriaca*) von Mödling bei Wien²⁰ oder die hohle Arve im Aletschwald²¹, um nur einige ausgefallene Nadelbäume als Beispiele zu nennen. Allerdings sind die Baumarten im Einzelnen nicht

beliebig austauschbar, es sind auch im Kontext immer Persönlichkeiten, verbunden mit einer typischen Geografie, mit Boden, Vegetation, Licht und langer Geschichte. Das Gemeinsame, Verbindende dieser Bäume ist deren bukolische Gestalt. Ihre weit ausladenden, tief angesetzten Kronen ergeben sich aus ihrer Geschichte.

Geschichte der Hirtenbäume

Waldesschatten hindert den Aufwuchs von Gräsern und Kräutern, Sträuchern und Bäumchen am Boden. Daher sind den Hirten zwar Schatten, Schutz und Früchte einzelner Bäume, nicht aber der grossflächige Waldesschatten erwünscht. Denn im Wald findet die organische Produktion nicht am Boden, sondern hauptsächlich im Kronendach statt, für das Vieh nur erreichbar über die Früchte, die auf den Boden fallen. Aber je dichter der Wald, desto weniger trägt er Früchte. Und was an typischen Waldpflanzen auf dem schattigen Waldboden wächst, ist spärlich, für das Vieh oft weniger nahrhaft und oft auch ungeniessbar. Deshalb versuchten die Hirten immer, den Wald radikal zu lichten, um damit dem Jungwuchs, den Büschen und nahrhafteren Bodenpflanzen Lebensmöglichkeiten zu geben. Es entstehen Lichtungen und jede Auflichtung fördert die Kronenbildung der verbleibenden Bäume und die Veränderung des Vegetationsbestandes am Boden. Kräuter und Gräser wandern von benachbarten Lichtungen ein. Hier aber entwickelt sich die Vegetation unter dem selektierenden Einfluss des Viehs. Nahrhafte Pflanzen werden abgeweidet, junge Bäumchen abgefressen. Und am Ende dieses Prozesses steht dann oft die «Verheidung». Es kommt zu Erosionserscheinungen, Heidekraut, Dornsträucher oder Wacholder als struppige Hecken bleiben übrig. Dann kann aber von dort aus ein umgekehrter Prozess ausgehen, der einem Bäumchen hilft, über die gefährdete Jugendphase hinwegzukommen, um sich später zum Solitär zu entwickeln. Vielleicht schiebt sich im Schutze eines Dornstrauches eine junge Eiche hoch und schafft es so, über die gefährdete Jugendphase hinauszuwachsen, in der sie eine Ziege radikal abfressen kann. Vielleicht gelingt es einer jungen Buche, aus der Mitte einer verbissenen Buchenverjüngung emporzuwachsen.²²

Baumnutzung und Baumwohnung

Der Verbiss von Vieh und Wild erfolgt nur auf Reichhöhe. So entstehen eigentümliche Schnittmuster zwischen Baumkrone und Gebüsch: Die Krone beginnt etwa zwei Meter über dem Boden. Blätter unterhalb der Reichhöhe werden abgefressen. Jungwuchs und Büsche wie Hecken gestutzt. Auch geschneitelte²³ Bäume gehören zum klassischen Erscheinungsbild der Hirtenlandschaft. Hier bewirkt der Lauber die Form. In Vergils I. Ekloge²⁴ singt er beim Schneiteln.²⁵ Noch vor wenigen Jahren sah ich auf dem Peloponnes im Taygetosgebirge weitab von Siedlungen geschneitelte Platanen mit den typischen kropfigen Formen von gestutzten Parkbäumen, wie man sie sonst in Städten sieht.

Bäume eignen sich auch als Wohnungen. Durch Kernfäule werden Uralteichen generell innen hohl, während das Holz des Kernmantels dauerhaft ist und weiterwächst. Hohle Bäume sind als Wohnung für Bienen und Hirten brauchbar. Dass hohle Bäume früher häufiger waren, geht beispielsweise aus einer frühmittelalterlichen Predigt des Bischofs von Noyon gegen Baumkulte hervor: «Niemand unterstehe sich, Schafe durch einen hohlen Baum zu treiben.»²⁶ Es gab also einen nennenswerten Kult und hohle Bäume dürften nicht selten gewesen sein. Denn abgesehen von der geheimen Scheu, sehr alte Bäume zu fällen, war dies nutzlos und gefährlich. Brennholz gewann man leichter aus Ästen und Schwachholz, Bauholz aus gesundem, geradem und weniger starkem Holz, das leichter zu bearbeiten war.

Je mächtiger der Baum, desto vielfältiger ist seine Besiedlung mit Tieren und Pflanzen. Abgesehen von den zahlreichen

Höhlenbewohnern und dem Vogelleben in der Baumkrone, ist die rissige Borke von Moosen und Flechten besiedelt. Die Borke der Bäume ist infolge der Expositionsunterschiede, der wechselnden Abbrüche und Überwachungswülste und des unterschiedlichen Stammablaufes ein Vegetationskomplex im Kleinen.

Gebüsch, Saum und Weiderasen

Stets legt sich ein mehr oder weniger tiefer Mantel von Büschen um Bäume, Wälder, Felsen, Gewässer, Moore und Heiden, entlang von Wiesen und Wegen. Sie dringen aber auch in Weideland, wenn dieses nur noch sehr extensiv beweidet wird. Nur an natürlichen Grenzen des Walds, an Felsen und Ufern, ist der Gürtel der Gebüsch stabil. Sträucher und junge Baumruten dienen den Ziegen als Nahrung; anspruchslose Schafrassen und Rinder fressen Blätter und Triebe. Sträucher und Schwachholz sind ausserdem wichtige Werkstoffe: Besenreisig, Korbruten, Bindematerial, Stöcke, Flechtruten für Zäune und Wände gehörten zum ländlichen Bedarf. Sie treiben rasch aus dem Stock wieder nach und verjüngen sich so aus sich selbst heraus.

Heiden und Magerrasen waren ursprünglich bis auf wenige Ausnahmen Wälder. Mit zunehmender Auslichtung und Beweidung wurden diese zu armen Weiden: Borstgrasmatten und Ginsterheiden auf sauren Böden entsprechen Trespen und Zwenkenrasen auf Kalk. Sie sind heute oft nur noch in Naturschutzgebieten zu sehen oder als Relikte an Rainen, Wald- und Wegerändern, wo das Güllenfass und der Forst nicht hinkommen.²⁷

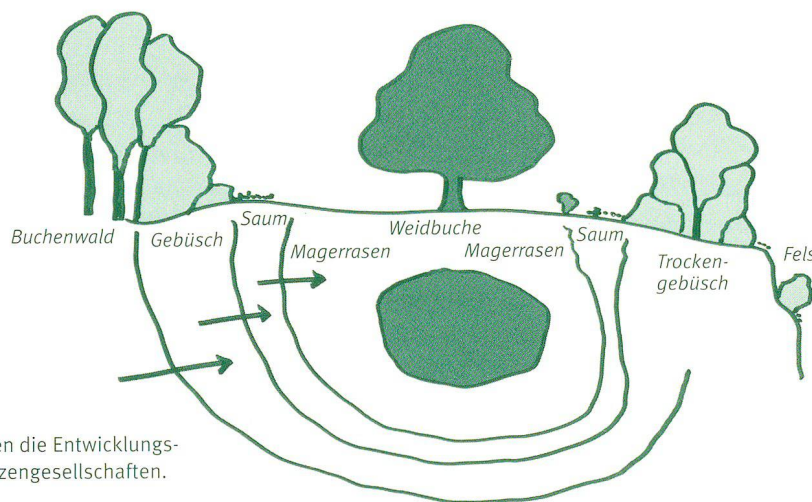
Der bukolische Vegetationskomplex

Poesie und Vegetationsbeobachtung verbinden sich auch in einem Plätzchen, das Eduard Mörike (1804–1875) auf der Schwäbischen Alb (Jura) fand und in dem Gedicht «Die schöne Buche» beschrieb. Staunend betritt der Dichter ein kreisrundes Zimmer im Wald, von einem Blütenaum eingefasst, mit Rasen ausgekleidet, in der Mitte die Buche. Dabei beschreibt Mörike – übrigens ein bedeutender Übersetzer von Theokrits Idyllen – eine Weidbuche mit ihrem Umfeld, wie dies auch heute teilweise noch zu finden ist.

«Ganz verborgen im Wald kenn ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht.
Rein und glatt, in gediegenem Wuchs erhebt sie sich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen Schmuck.
Rings, so weit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Rasen, das Aug still zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunstlos schuf die Natur selber dies liebliche Rund.
Zartes Gebüsch umkränzet es erst; hochstämmige Bäume,
Folgend in dichtem Gedräng, wehren dem himmlischen Blau.
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt schüchtern im goldenen Licht.
Nur wo, verdeckt vom Felsen, der Fusssteig jäh sich hinabschlingt,
Läset die Helling mich ahnen das offene Feld.
[...].»

Auch hier entspricht die bukolische Dichtung «Die schöne Buche» Beobachtungen realer Situationen in der Landschaft, wie die schematische Darstellung (Abb. 2) einer Weidbuche in ihrer Umgebung am Trauf der Schwäbischen Alb (Jura) zeigt. In diesem Falle hält das Gedicht jedoch eine Waldweidelandschaft auf ihrem Rückzug fest. Der Wald «schiebt» hier das Gebüsch und den Saum vor sich her, bis die Weidbuche in den Wald eingewachsen ist. Nur im Felsbereich halten sich Busch und Saum, weil der Wald nicht zur Dominanz kommen kann.

Abb. 2: Schematische Darstellung einer Weidbuche mit ihrem Umfeld²⁸



Die Pfeile bedeuten die Entwicklungsrichtung der Pflanzengesellschaften.



Abb. 3: Ein Lustort am See, gefasst von Silberweiden und Röhricht (Adolf Erbslöh, Zwei Frauen in einem Boot am Ufer des Chiemsees, Lithografie, 1939).²⁹

Im Waldesinnern findet man bestenfalls etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Pflanzenarten als Bestand einer einzigen Pflanzengesellschaft, der Waldgesellschaft. Am Waldrand kann man den Waldmantel, das Gebüsch, den Saum von Gräsern und Kräutern und den angrenzenden Grünlandstreifen dazurechnen und kommt damit im Querschnitt auf fünf verschiedene Gesellschaften mit je eigenem Pflanzenbestand. Wenn Lagerplatz und Viehtränke mit Quellflur und Niedermoorbildungen hinzutreten, lassen sich auf überschaubarer Fläche weit über hundert Pflanzenarten ausmachen. Gerade der Bereich der Viehtränken und der damit zusammenhängenden Versumpfungen ist sehr artenreich. Vielleicht gibt es an der Weidbuche Flechten und Moose, die es im Waldesinnern ebenfalls nicht gibt. Auch Felsen bereichern die Palette der Pflanzengesellschaften erheblich. Die Gründigkeit des Bodens und die Exposition, die Schutt-sortierung um den Fuss des Felsens bringen ganz verschiedene Gesellschaften zuwege.

Zusammenhänge

Wir haben versucht, die Muse der Poesie gemeinsam mit der Vegetation, die ihr gegenübersteht, zu betrachten, und hoffen, dass aus dieser Begegnung in uns gegenseitige Sympathie erwachsen kann.

In der Sprache der Pflanzensoziologie könnte man den Baum als die Leitart der bukolischen Poesie und des bukolischen Vegetationskomplexes bezeichnen. Bäume sind dabei in die jeweilige Gesellschaft oder das jeweilige Ensemble eingebunden: Sie sind nicht nur Denkmal ihrer selbst, sondern integrierendes Element und können so nicht vom Vegetationskomplex getrennt werden, in den sie eingebunden sind – und zwar nicht nur aus ökologischen, sondern auch aus ästhetischen Gründen.

Der klassische Lustort und die analoge Vegetation sind gleichermaßen ästhetische und ökologische Schulbeispiele. Durch Respekt und Beobachtung kann man von beiden lernen, vielleicht gerade deshalb, weil sich dabei ganz ferne Disziplinen ganz nahe kommen.

- 1 Johann Wolfgang v. Goethe, *Torquato Tasso* II 1, Goethes sämtliche Werke in vierzig Bänden, dreizehnter Band, Stuttgart und Tübingen: Cotta, 1854, S. 131

 «Die goldne Zeit wohin ist sie geflohn ?
 Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt !
 [...]»
 Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
 Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab.»
- 2 Vergil, G II, S. 485 f. Der Haemus ist Teil des Balkengebirges.
 3 Stiftung Weimarer Klassik, Weimar. Inventar GGz/1998.
 4 Aus der umfangreichen Literatur dazu: Renate Böschenstein, *Idylle*, Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1977.
 5 Bukolisch von griechisch *bukolos* (= Rinderhirte), d.h. zur Viehweide gehörig. Dazu allgemein: Bernd Effe, Gerhard Binder, *Antike Hirtendichtung. Eine Einführung*, Düsseldorf/Zürich: Artemis und Winkler, 2001.
 6 Viktor Pöschl, *Die Hirtendichtung Virgils*, Heidelberg: Carl Winter, 1964, S. 76. Dazu vor allem der ganze Abschnitt «Die Struktur der ersten Ekloge und die lateinische Klassik», S. 67–91.
 7 Bei Georg Rhode auch als «*locus electus*», als «auserlesener Platz», in seiner Dissertation von 1925 bereits erwähnt. Georg Rhode, «de Vergili eclogarum forma et indole», in: Georg Rhode, *Studien und Interpretationen zur antiken Literatur, Religion und Geschichte*, Berlin: Walter de Gruyter & Co, 1963, S. 20 f.
 8 Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern, 1948, S. 202 f. Vgl. auch Petra Haß, *Der locus amoenus in der antiken Literatur*, Bamberg: Francke, 1998.
 9 Marion Giebel, *Vergil – eine Einführung*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2004, S. 7.
 10 Vergil-Übersetzungen aus Karl Bayer, Johannes und Maria Götte, *Vergil: Landleben*, München: Artemis und Winkler, 1995.
 11 Horaz, *Oden und Epoden*, übersetzt von Christian Friedrich Karl Herzlieb und Johann Peter Uz, eingeleitet und bearbeitet von Walter Killy und Ernst A. Schmidt, Zürich: Artemis und Winkler, 2003.
 12 Alice Lindsell, «Was Theocritus a botanist?», in: *Greece & Rome*, Bd. 6, Nr. 17, 1937, S. 78–93.
 13 *Naturgeschichte der Gewächse*, deutsch von Kurt Sprengel, Altona, 1822. Reprint Hildesheim: Georg Olms, 1971.
 14 Kurt Lembach, *Die Pflanzen bei Theokrit*, Heidelberg: Carl Winter, 1970.
 15 Viktor Pöschl, *Die Hirtendichtung Virgils* (wie Anm. 6).
 16 Keuschlamm, Keuschbaum, Mönchspfeffer (*Vitex agnus-castus* L.).
 17 In der Übersetzung von Eduard Mörike, Eduard Mörike, *Gedichte*, Zürich: Atlantis, 1947, S. 405.
 18 Salomon Gessner, *Idyllen*, in: *Gessners Schriften*, III. Teil, Wien: J. T. Edlen, 1774, S. 4–6.
- 19 Hierher gehören auch Haine von Esskastanien, Streuobstwiesen bis zu den Dehesas Andalusiens.
 20 Vgl. das Gemälde von Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld (1788–1853) in der Österreichischen Galerie Belvedere (oberes Belvedere), Wien.
 21 Laudo Albrecht, *Aletsch – eine Landschaft erzählt*, Visp: Rottenverlag, 1977, S. 66.
 22 Eine gründliche Darstellung dieser Prozesse geben Angelika Schwabe und Anselm Kratochwil: «Weidbüchen im Schwarzwald und ihre Entstehung durch Verbiss des Wälderviehs», in: *Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg*, Nr. 49, 1987.
 23 Laubbäume, deren beblätterte Schösslinge wiederholt zum Zweck der Futtergewinnung abgeschnitten wurden. Vgl. Heinrich Brockmann-Jerosch, «Futterlaubebäume und Speiselaubbäume», in: *Berichte der Schweizerischen Botanischen Gesellschaft* 46, Festband, Rübel, S. 594–613.
 24 E I 56: ein klassischer *locus amoenus*. *Fron dator* wird am besten wörtlich mit «Lauber» übersetzt.
 25 Beschreibung der Zusammenhänge von Laubnutzung und Waldweide bei Heinz Ellenberg, *Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen*, Stuttgart: Eugen Ulmer, 1963, S. 31 f.
 26 Predigt des Hl. Eligius, Bischof von Noyon (641–660). Aus: Christian Caminada, *Die verzauberten Täler, die urgeschichtlichen Kulte und Bräuche im alten Rätien*, Olten: Walter, 1961, S. 201.
 27 Zum Problem der extensiven Beweidung: Rainer Oppermann, Rainer Luick, «Extensive Beweidung und Naturschutz. Charakterisierung einer dynamischen und naturverträglichen Landnutzung», in: *Natur und Landschaft*, 74. Jg., Nr. 10, 1999, S. 411–419.
 28 Zeichnung: Hans-Dieter Stoffler, 2007.
 29 Sabine Fehleemann (Hg.), *Adolf Erbslöh (1881–1947). Vom Expressionismus zum neuen Naturgefühl*, Katalog des Von der Heydt-Museums Wuppertal, Wuppertal/Bonn, 2000, S. 134.

Résumé

Dans cet article, l'auteur compare le paysage réel des bergers au topos littéraire du *locus amoenus*, présent dans la culture occidentale depuis l'Antiquité. Son étude, essentiellement d'ordre phytosociologique, s'attache à comprendre les rapports existants entre usage de la nature et création de paysage. Les animaux et les bergers sont alors considérés comme faisant partie intégrante du paysage. Cette comparaison entre environnement réel et paysage littéraire révèle de nombreux points communs tant dans l'utilisation d'éléments tels que l'arbre solitaire, le buisson ou le pré que dans la diversité des espèces présentes en un lieu défini. Des correspondances se tissent ainsi entre lieu réel et lieu imaginaire.